

Von der Zeitungskunde zur Integrationswissenschaft

Wurzeln und Dimensionen im Rückblick auf hundert Jahre Fachgeschichte der Publizistik-, Medien- und Kommunikationswissenschaft in Deutschland

Jürgen Wilke

Der Beitrag blickt zurück auf hundert Jahre Geschichte der heutigen Publizistik-, Medien- und Kommunikationswissenschaft. Als akademisches Gründungsdatum gilt die Errichtung des Instituts für Zeitungskunde durch Karl Bücher an der Universität Leipzig 1916. Daraus ist im Laufe der Jahrzehnte eine moderne „Integrationswissenschaft“ entstanden. Expliziert werden deren Wurzeln und Dimensionen. Integrative Funktion hatten neue Fachbegriffe und weitere Materialobjekte (Medien). Sachlich speiste sich die Wissenschaft aus verschiedenen „Wurzeldisziplinen“: der Nationalökonomie, der Geschichte, der Soziologie, der Psychologie, der Rechtswissenschaft, der Philosophie und neuerdings der Politikwissenschaft. Andere Dimensionen der Integration sind die institutionelle und die personelle sowie die methodologische und handlungstheoretische (Integration von Theorie und Praxis). Begleitet wurde die Fachgeschichte von der Frage nach seiner Identität. Sie stellt sich heute wieder verschärft angesichts einer drohenden Desintegration.

Schlüsselwörter: Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Fachgeschichte, Integrationswissenschaft, Fachbegriffe

2016 jährt sich die Gründung des Leipziger Instituts für Zeitungskunde durch Karl Bücher zum hundertsten Mal. Von daher datiert man üblicherweise die Fachgeschichte der Publizistik-, Medien- und Kommunikationswissenschaft in Deutschland. Noch das Selbstverständnispapier der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPUK) von 2008 führt darauf die älteste Fachtradition zurück und verbindet damit die Aufnahme „in den Kanon akademischer Fächer“ (<http://www.dgduk.de/uber-die-dgduk/selbstverstandnis/>). Seit ihren Anfängen hat sich die Zeitungskunde zu einer modernen Integrationsdisziplin gewandelt und stark ausdifferenziert. In dem Beitrag zur „Jubiläumsfeier“ soll versucht werden, die Wurzeln und Dimensionen dieser Integration herauszuarbeiten und im historischen Rückblick zu explizieren. Sie lassen sich theoretisch aus wissenschaftssystematischen Überlegungen und empirisch anhand fachgeschichtlicher Quellen ableiten.

1. Vorgeschichte und Gründungsakt

Die Gründung des Leipziger Universitätsinstituts besaß in doppelter Hinsicht eine Vorgeschichte. Einerseits handelte es sich langfristig gesehen um die Wiederbelebung einer weit zurückreichenden Tradition. Emil Dovifat sprach unter Verweis auf die antike und mittelalterliche Rhetorik sogar von „eine[r] der ältesten akademischen Disziplinen“ (1956: 3), weshalb entfallen könne, „[i]hr als einem ‚jungen Fache‘ väterlich auf die Schulter zu klopfen“ (ebd.). Im 18. Jahrhundert hatte es an deutschen Universitäten dann schon sogenannte Zeitungskollegien gegeben, also Vorlesungen, die sich mit Zeitungen beschäftigten (Haacke 1965; 1969/70). Das bekannteste Zeitungskolleg war dasjenige von August Ludwig von Schlözer in Göttingen. In solchen Veranstaltungen wurden Zeitungen als Quellen und Gegenstand im staatswissenschaftlichen Unterricht behan-

delt. Diese Tradition brach jedoch mit der Humboldtschen Universitätsreform im Deutschland des 19. Jahrhunderts ab.

Kurzfristig gesehen, hat die Vorgeschichte des Leipziger Instituts mit Karl Bücher (1847-1930) zu tun (Groth 1948: 282-294; Schmidt/Knipping 1959; Fischer/Minte 1980; Straetz 1986; Kutsch 2010; Koenen 2015). Er wurde zu dessen Gründungsvater, nachdem er sich in den Jahrzehnten zuvor immer wieder mit der Presse beschäftigt hatte. Zum Zeitpunkt der Gründung wurde er gerade als Professor der Nationalökonomie in Leipzig emeritiert und sah die Chance, eine Nebensache in den Mittelpunkt seiner weiteren Arbeit zu stellen. Eine erste Vorlesung zum Zeitungswesen hatte er bereits 1883 in Dorpat (heute Tartu) gehalten, wo er seine erste Professur innehatte. Das wiederholte er in Basel (1883-1890) und zumal in Leipzig, wohin er 1892 berufen worden war. Prädestiniert dazu war Karl Bücher, weil er zwei Jahre (1878-1880) erfolgreich das sozialpolitische Ressort der *Frankfurter Zeitung* geleitet hatte.¹ Dass diese Aktivitäten eine gewisse Planmäßigkeit annahmen, zeigte sich zuerst 1909 anlässlich des 500. Geburtstages der Leipziger Universität, als Bücher zur Jubiläumsnummer des *Leipziger Tageblatts* (Nr. 208 v. 29.7.1909) den programmatischen Artikel „Vorbildung für den Journalistenberuf an Universitäten“ beisteuerte. Diesen erweiterte er drei Jahre später für eine akademische Re-Publikation (Bücher 1912).

Hier entwarf er erstmals ein systematisches Programm für die Vorbereitung auf diesen Beruf. Ausdrücklich wollte er der bejahrten eigenen Alma Mater ein Verjüngungsprogramm verordnen, um den „neu entstehenden Bedürfnissen der höheren Berufsbildung zu genügen“ (ebd.: 74). Über entsprechende Bemühungen, die in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten schon früher eingesetzt hatten, war er gut informiert (Kutsch 2010: 433-440). Den von Oscar Wettstein entwickelten Zürcher Studienplan druckte er im Anhang seines Beitrags sogar ab. Die meisten, für ein Studium angehender Journalisten nötigen Fächer seien an deutschen Universitäten bereits vorhanden. Hinzutreten sollten „ergänzend Vorlesungen über Geschichte, Organisation, Statistik und Technik des Zeitungswesens“ (Bücher 1912: 86). Allerdings sah er „kaum die Möglichkeit“, „aus diesen Elementen eine besondere Disziplin der Journalistik‘ zu bilden“ (ebd.). Gleichwohl empfahl Bücher zusätzlich praktische Lehrkurse:

„In diesen wäre durch eine planmäßige Folge von Übungen die Kunst [!] der Berichterstattung, des Redigierens fremder Berichte und der knappen und wirksamen Bearbeitung der Tagesfragen, der Wissenschaft oder der praktischen Politik [...] in den Teilnehmern auszubilden.“ (ebd.: 88)

Bei der Verwirklichung dieses Plans kam Bücher zu Hilfe, dass Edgar Herfurth, der Verleger des *Leipziger Tageblatts*, zum Leipziger Universitätsjubiläum eine Spende von 15.000 Mark gestiftet hatte und diesen Betrag 1912 auf 40.000 Mark erhöhte (Fischer/Minte 1980: XXXII). Im Auftrag der Herfurth-Stiftung arbeitete Karl Bücher einen „besonderen Studienplan [...] zur berufsmäßigen Ausbildung in der Zeitungskunde“ (Bücher 1915a: 68) aus, den das Sächsische Staatsministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts genehmigte, mit der Zusage eines einmaligen und jährlichen Zuschusses (ebd.: 67). Am 1. April 1915, mit Beginn des Sommersemesters, entstand bei den Vereinigten Staatswissenschaftlichen Seminaren der Universität Leipzig zunächst eine Abteilung für Zeitungskunde unter Büchers Leitung. Im Jahre darauf erfolgte deren Umwandlung in das Institut für Zeitungskunde, das am 1. November 1916 offiziell seine Tätigkeit aufnahm. (Schmidt/Knipping 1959: 65; Fischer/Minte 1980: XXXII) Im Jahr darauf machte sich das Institut durch die Versendung von Prospektien bekannt und wur-

¹ Über diese Phase seines Lebens hat Bücher in seinen „Lebenserinnerungen“ berichtet (1919: 214-248), von denen leider nur ein erster, bis 1890 reichender Teil erschienen ist.

de im *Zeitungs-Verlag*, dem Fachorgan des Vereins Deutscher Zeitungs-Verleger, vor- gestellt (Nr. 26 v. 29. Juni 1917). Dies alles geschah – das muss man sich klar machen – mitten im Ersten Weltkrieg. An der Rolle der Presse in diesem Krieg hatte Bücher heftige Kritik geübt, nicht nur an der der ausländischen (1915b), wodurch sich in seinen Augen die Dringlichkeit einer akademischen Vorbildung für Journalisten nur noch erhöhte.

2. Wurzeln und Dimensionen

Aus welchen Wurzeln ist dieses neue Universitätsfach hervorgegangen? Und nach wel- chen Dimensionen lassen sich diese Wurzeln systematisieren? Diesen Fragen soll im Folgenden nachgegangen werden.

2.1 Terminologisch

Eine erste Dimension, die es zu untersuchen gilt, ist die begriffliche. Denn die Tendenz zur Integration schlägt sich zunächst schon in der Fachterminologie nieder.

2.1.1 „Integrationswissenschaft“

Den Begriff „Integrationswissenschaft“ oder „integrierende Wissenschaft“ kannten Bü- cher und seine Nachfolger noch nicht. Allerdings schwebte ihnen etwas Derartiges durchaus schon vor, so wie sie die berufsmäßige Ausbildung in der Zeitungskunde ent- warfen. Bei Bücher selbst begegnet uns dieser Gedanke in zweierlei Form. Einerseits gab es die für die wissenschaftliche Ausbildung notwendigen Fächer an den Universitäten bereits, so dass es nur „auf eine plan- und zweckmäßige Verbindung dieser Fächer“ (1912: 86; 1915a: 68) ankam. Zum anderen waren zusätzliche „Vorlesungen über Ge- schichte, Organisation, Statistik und Technik des Zeitungswesens“ (ebd.) vorgesehen. Das seien jedoch Themengebiete, die sich nicht zu einer besonderen Disziplin der „Jour- nalistik“ (wie sie in Zürich vorgesehen war) fügen ließen. Zehn Jahre später sah Erich Everth (1927), nach Bücher der erste Ordinarius für Zeitungskunde in Leipzig, die Chancen zu einer solchen disziplinären Zusammenfassung schon wesentlich zuversicht- licher.

In programmatischem Sinne wurde der Begriff „integrierende Wissenschaft“ erst 1960 in einem Artikel des Bonner Moraltheologen Werner Schöllgen in der *Publizistik* als „*allgemeines Problem der Universitätsreform*“ (1960: 195) eingeführt. Ursprünglich hatte der Verfasser darüber auf einem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Film- und Fernsehforschung referiert, wandte seine Überlegungen aber auch auf die Publizistikwissenschaft an. Jedenfalls waren die Herausgeber der *Publizistik* von diesem Konzept offensichtlich so überzeugt, dass sie es auch unter ihresgleichen bekannt machen wollten. Schöllgen erläuterte seine Gedanken weniger systematisch als exemplifizierend, indem er den Anteil der jeweils zu beteiligenden Einzelwissenschaften näher bestimmte: zunächst an der Verkehrswissenschaft, in der er das Gebiet der Verkehrsethik vertrat, und sodann auch an einer Reihe anderer Disziplinen. Einen Trend zur Integration sah er nicht nur in manchen der neuen Disziplinen, die sich noch in einem „unfertigen und selbstunsicheren Zustand“ (ebd.: 198) befanden, sondern dieser habe auch die „scheinbar so gefestigten und unerschütterlichen Bollwerke der Wissenschaft erobert“ (ebd.). Für „integrierende Wissenschaften“ plädierte Schöllgen auch, weil sie offener und lebens- näher seien und dazu in der Lage, „daß die immer neue Gestalt der wichtigsten Interes- senbereiche des Menschen auf dem Integrationsniveau der jeweiligen geschichtlichen Stufe wissenschaftlich durchleuchtet werden muß“ (ebd.: 201).

1964 griff Otto B. Roegele in seiner Münchener Antrittsvorlesung die Überlegungen Schöllgens⁴ auf und sprach von der Zeitungswissenschaft „im Streite der Fakultäten“. Er sah in deren offener und unverkrusteter Gemengelage ein durchaus positives Moment, verschwieg aber nicht die Symptome der Verschiedenheit und Unklarheit in Begrifflichkeiten, Gegenstandsbestimmung und Methodologie. Roegele rückte die Zeitungswissenschaft (wie ältere Geschwister) in eine doppelte Bewegung:

„einer eingrenzend-spezialisierenden, ein in der Wissenschaftssystematik bisher nur am Rande gesehenes Gebiet heller ausleuchtenden, und in einer über die Grenzen der Mutterdisziplin weit hinausgreifenden, Methoden und Ergebnisse anderer Fächer miteinbeziehenden Bewegung. Die Zeitungswissenschaft gehört somit zu jenen ‚integrierenden Wissenschaften‘ [...]“ (1966: 396).

Das Konzept einer „integrierenden Wissenschaft“ war in der Folgezeit im Selbstverständnis der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft weitgehend Konsens, auch dort, wo es nicht explizit hervorgehoben wurde, bis hin zu dem eingangs angeführten Selbstverständnispapier der DGPuK von 2008. Das heißt nicht, dass es keine Kontroversen um den Bedeutungsgehalt und die Grenzen dieser wissenschaftssystematischen Verortung gegeben hätte.

2.1.2 Fachbegriffe

Der im Laufe der Jahrzehnte gewachsene Integrationsbedarf lässt sich bereits am Wandel der Fachbegriffe verfolgen. Für den Namen des Leipziger Instituts und seines Ausbildungsgangs wählte Karl Bücher den Begriff „Zeitungskunde“ und kreierte damit auf Jahre hinaus die geltende Fachbezeichnung. Den Begriff Journalistik, der schon im Umlauf war, lehnte er, wie schon erwähnt, dafür ab. Er verwendete ihn aber für die drei vorgesehenen Teilbereiche der Ausbildung (politische Journalistik, Handelsjournalistik, feuilletonistische Richtung) (1915a: 71-73). Diese Begriffswahl ist wahrscheinlich auf eine gewisse Vorsicht und den noch ungefestigten Zustand des ganzen Vorhabens zurückzuführen, das aus verschiedenen Teilen zusammengefügt und erst entwickelt werden musste. Von einer Zeitungswissenschaft wollte Bücher offenbar nicht sprechen, obwohl es im Hauptkurs darum ging, „die *wissenschaftliche Untersuchung des modernen Zeitungswesens* zu organisieren und methodisch durchzubilden.“ (1915a: 69) Aber von Zeitungswissenschaft zu reden, hätte vermutlich einen noch nicht vorhandenen Bestand gesicherten Wissens erwarten lassen und Vorbehalte in etablierten wissenschaftlichen Disziplinen hervorgerufen.

Auch Everth hielt in Leipzig an Zeitungskunde als Fachbegriff fest. Er verwandte diesen Begriff allerdings „gleich bedeutend mit Zeitungswissenschaft und Zeitungsforschung“ (1928: 1873 Fn.). Er bestand darauf, „daß Zeitungskunde eine *Spezialwissenschaft* ist, wie viele andere, daß sie sich *nur* mit der Zeitung und ihren Lebensbeziehungen befaßt [...]“ (ebd.: 1876). Doch war es nach zehn Jahren an der Zeit, dass, wie ein Autor 1927 sagte, „heute die Zeitungskunde mit vollem Recht zur *Zeitungswissenschaft* erhoben werden konnte“ (Körner 1927: 5). Zu diesem Zeitpunkt existierten in Deutschland bereits mehrere der Zeitung gewidmete Universitätseinrichtungen, deren unterschiedliche Namen noch den Status der jungen und schwach ausgestatteten Disziplin belegen: Institut für Zeitungskunde (Berlin, 1926), Seminar für Publizistik und Zeitungswesen (Freiburg, 1922), Institut für Zeitungswissenschaft und öffentliche Meinung (Köln, 1920), Institut für Zeitungsforschung (München, 1924), Seminar für historische Zeitungskunde (Münster, 1919), Institut für Zeitungswesen (Halle, 1926/27) (vgl. Körner 1927).

In den 1930er Jahren setzte sich der Fachbegriff Zeitungswissenschaft in Deutschland aber durch. Ein Indikator dafür ist, dass dies auch der Titel der ersten fachwissenschaftlichen Zeitschrift war, die seit 1926 erschien. Auch im „Dritten Reich“ wurde an dem inzwischen etablierten Fachbegriff festgehalten, wobei die einschlägigen akademischen Einrichtungen eine zuvor nicht bekannte personelle und finanzielle Förderung durch die nationalsozialistischen Machthaber erfuhren. Allerdings kam es zu Auseinandersetzungen über die Grenzen des Faches bzw. darüber, ob auch die Gattung der Zeitschrift ein Gegenstand dieser Wissenschaft sein sollte. Somit stellte sich erstmals die Integrationsfrage. Jedenfalls gab es Akteure, die den Anspruch auf eine eigene Fachrichtung „Zeitschriftenkunde“ erhoben und sich 1935/36 in Leipzig und Berlin zumindest mit Lehraufträgen etablieren konnten (Bohrmann/Schneider 1975).

Eine Diskussion über den Fachbegriff entzündete sich, weil der Film und der Rundfunk inzwischen als neue gesellschaftliche Kommunikationsmittel hinzugekommen waren. Emil Dovifat war einer der ersten, die der „Erweiterung der zeitungskundlichen zur allgemein-publizistischen Lehre und Forschung“ (1934) das Wort redeten. Dagegen und gegen eine damit verbundene Vermehrung der Materialobjekte erhoben sich jedoch beträchtliche Widerstände (s. u.), so dass vor 1945 am Begriff Zeitungswissenschaft festgehalten wurde. Das war auch nach der Wiedergründung der Institute nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst noch der Fall, so 1946 in München, Münster und Heidelberg, 1949 in Nürnberg. Die Abkehr von der NS-Vergangenheit dürfte aber mit ein Grund für die Einführung der Fachbegriffe Publizistik oder Publizistikwissenschaft gewesen sein. Deinen Gegenstand sollten nach den Worten von Dovifat „die technischen Mittel der in der Öffentlichkeit die Öffentlichkeit gestaltenden geistigen Kräfte“ (1956: 5) sein. Unter diesem neuen Namen ließen sich jetzt unschwer weitere Materialobjekte integrieren, zugleich aber das gemeinsame Formalobjekt kenntlich machen. 1948 erfolgten die Umbenennungen zu Instituten für Publizistik in Heidelberg, Münster, Berlin. 1952 folgte Nürnberg. Damit setzte sich dieser Fachbegriff weitgehend durch. Lediglich in München blieb man bei Zeitungswissenschaft und begründete dies mit der Prämisse eines eigenen, als „zeitungswissenschaftlich“ zu bezeichnenden Formalobjekts. „Zeitung“ sei nicht bloß als Materialobjekt zu verstehen, sondern gleichbedeutend mit dem „Zeitgespräch der Gesellschaft“ (Wagner 1965).

Infolge der Rezeption der amerikanischen Kommunikationsforschung seit den 1960er Jahren wandelte sich die Publizistikwissenschaft bekanntlich zu einer empirisch-sozialwissenschaftlichen Disziplin (Löblich 2010), was allerdings keineswegs unumstritten blieb (vgl. Wagner 1993). Damit ging auch eine weitere Entgrenzung des Gegenstandsbereichs und der Fragestellungen einher. Notwendigerweise musste dies auch Folgen haben für den Fachbegriff. Jedenfalls begann in den 1970er Jahren auch in der Bundesrepublik Deutschland der Begriff Kommunikationswissenschaft Fuß zu fassen. Ein signifikanter Indikator dafür war die Umbenennung der 1963 gegründeten Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft (DGPuZ) in Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) im Jahre 1972 (vgl. Wilke 2010). Den moderneren Begriff zu übernehmen, lag auch aus pragmatischen Gründen und der internationalen Verständlichkeit wegen nahe (vgl. Glotz 1990).

Parallel dazu bildete sich noch ein weiterer Fachbegriff mit integrativer Funktion heraus. Und dies, indem im Zuge des technischen und gesellschaftlichen Wandels zunehmend von „Medien“ als den Mitteln der Massenkommunikation gesprochen wurde. Als Antrieb hierfür wirkte der anglo-amerikanische Usus, von „medium“ und „media“ zu sprechen. Um alle diese „Mittel“ einbeziehen zu können, empfahlen sich die Begriffe wie Medienwissenschaft und Medienforschung. Allerdings begegnete man die-

sen Begriffen in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft nicht ohne Vorbehalte, weil aus den Literatur- und Kulturwissenschaften Bestrebungen hervorgingen, die Begriffe Medien und Medienwissenschaft für eigene Ambitionen in Anspruch zu nehmen. Dies hat zu einer Konkurrenz, ja einem gewissen Territorialstreit geführt. Um diesen künftig zu vermeiden, hat der Wissenschaftsrat in seiner Bestandsaufnahme 2007 eine Dreiteilung vorgeschlagen: in die sozialwissenschaftliche Kommunikationsforschung, die Medientechnologie und die kulturwissenschaftliche Medialitätsforschung, die ihrerseits zusammen mit der geistes- und kulturwissenschaftlichen Medienkunde ein Teil der Medienwissenschaft sein solle (2007: 7, 93).² Dass sich diese Empfehlung durchsetzt, dürfte allerdings nicht zu erwarten sein.

2.2 Sachlich (Materialobjekte)

Eine große Integrationsaufgabe, von welcher die Gründergeneration des Faches noch nichts wissen konnte, sollte sich in sachlicher Hinsicht stellen. Wie sein Name anfangs schon sagte, beschäftigte sich das junge akademische Fach zunächst nur mit einem Gegenstand – der Zeitung –, also dem ältesten Mittel zur periodischen öffentlichen Verbreitung von Aussagen an eine Vielzahl von Empfängern. In den hundert Jahren, die seitdem vergangen sind, hat sich dieser Gegenstandsbereich stark erweitert und ausdifferenziert, mehr – so hat man den Eindruck – als dies bei vielen anderen Wissenschaften zeitgleich der Fall gewesen ist. Eine wesentliche Aufgabe bestand darin, diese neuen Materialobjekte wissenschaftlich zu integrieren. Vielleicht kann man hier von einer „materialen Integration“ sprechen.

Ausdrücklich sahen Karl Bücher und Erich Everth in der Zeitung zunächst den ausschließlichen Gegenstand ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Einen gewissen Streitpunkt bildete alsbald die Frage, ob auch die Erforschung der Zeitschrift, also der anderen Pressegattung, in dieser Disziplin behandelt werden oder sich gar in einer eigenen (Teil-)Disziplin verselbständigen sollte. Trotz widerstreitender Bestrebungen konnte die Zeitschrift als Untersuchungsobjekt schließlich „eingemeindet“ werden (Bohrmann/Schneider 1975).

Seit Anfang der 1920er Jahre war mit dem Rundfunk allerdings ein technisch ganz neues Verbreitungsmittel entstanden, das zwar andere technische, aber ähnliche publizistische Merkmale wie die Zeitung aufwies. Über kurz oder lang musste sich auch hier die Frage der wissenschaftlichen Zuständigkeit stellen. Die Antworten darauf fielen kontrovers aus (Kutsch 1985: 46–51). Da waren einerseits etablierte Fachvertreter, die sich für eine Integration des Rundfunks (und auch des Films) in die Zeitungswissenschaft aussprachen, um sie von einem „einheitlichen Gesichtspunkt aus als eine zusammenhängende Erscheinung“ (Traub 1933: 6) zu untersuchen. Emil Dovifats Plädoyer für eine solche Erweiterung zur „allgemeinen Publizistik“ (1934: 17) wurde oben schon zitiert. Dementsprechend wurden in einigen Instituten auch Rundfunkabteilungen aufgebaut und Lehraufträge vergeben. Diese Initiativen stießen jedoch auf einen doppelten, ideologisch motivierten Widerstand. Einerseits beharrten dem Nationalsozialismus nahestehende Fachvertreter wie Walter Heide und Paul Oswin Kurth darauf, die Zeitungswissenschaft ganz auf die Zeitung als Mittel politischer Öffentlichkeitswirkung zu kon-

2 Auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Ilmenau 2010 wurde der Antrag gestellt, den Namen in Deutsche Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft bzw. Medienforschung zu ändern. Dieser Versuch scheiterte, aber nur, weil die für eine Satzungsänderung erforderliche Zweidrittel-Mehrheit nicht erreicht wurde.

zentrieren. Sie setzten sich damit auch bei der Abfassung eines einheitlichen Lehrplans durch. Zum anderen vertrat man in der Reichsrundfunkkammer die Überzeugung, der Rundfunk müsse als Kommunikationsmittel sui generis behandelt werden und dürfe nicht analog zur Zeitung betrachtet oder ihr gar untergeordnet werden. Vielmehr sei eine eigene Wissenschaft vonnöten, was schließlich in der Errichtung eines Instituts für Rundfunkwissenschaft an der Universität Freiburg seinen Ausdruck fand (Kutsch 1985). Weil die Zeitungswissenschaft ihre Bemühungen um Erweiterung einschränken oder einstellen musste, kann man hier von einer politisch blockierten Integration sprechen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und der Abkehr vom Nationalsozialismus fiel diese Blockade weg, und mit der Neuetablierung des Faches, jetzt unter den Namen Publizistik oder Publizistikwissenschaft, wurde der Rundfunk (und zunächst auch der Film) zu einem quasi „natürlichen“ Materialobjekt dieser Wissenschaft. Zudem erweiterte sich der Gegenstandsbereich darüber hinaus, da neben dem Hörfunk mit dem Fernsehen ein weiteres audio-visuelles Medium hinzukam und rasch seinen Siegeszug antrat. Allerdings traten dabei erneut Abspaltungs- und Verselbständigungssprozesse auf, die zu Versuchen führten, eine eigene Film- und Fernsehwissenschaft ins Leben zu rufen. 1953 kam es zur Gründung einer eigenen Gesellschaft für Filmwissenschaft, die sich wenig später schon Gesellschaft für Film- und Fernsehwissenschaft nannte und einige Jahre danach in der Gesellschaft für Medienwissenschaft aufging. Treibende Kraft dahinter war der Pädagoge Erich Feldmann (1962, als Replik darauf vgl. Haacke 1964).

Die Erweiterung durch neue Materialobjekte sollte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch mehrfach wiederholen und die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft vor neue Integrationsaufgaben stellen. Seit den 1970er Jahren entstanden mehrere sogenannte „neue Medien“, zunächst durch Neuerungen der Funktechnik, so dann auf der Computer- und Netztechnik basierend. Einen weit reichenden Schub löste das Internet aus, das nicht nur eine weitere Verbreitungstechnik für „alte“ Medienangebote offerierte, sondern ganz neue Angebote ermöglichte, darunter das ganze Spektrum sogenannter sozialer Medien. Damit wurden zugleich die alten Grenzen zwischen Massenkommunikation und personaler Kommunikation obsolet. Diese Expansion ist wie selbstverständlich in die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft integriert worden und hat deren Expansion weiter vorangetrieben. Damit einher ging unweigerlich ein Bedeutungsverlust jenes Mediums, das am Anfang dieser Wissenschaft gestanden hatte.

2.3 Institutionell

Eine weitere wichtige Dimension der Integration ist die institutionelle, also die Verankerung im Wissenschafts- und Ausbildungssystem. Damit hängen die organisatorische Einbindung zusammen, die primäre Umwelt und ihre Grenzen, die bestimmte Nachbarschaften bedingen und die Wissenschaften voneinander trennen.

Zu der Zeit, als die ersten Institute für Zeitungskunde/Zeitungswissenschaft entstanden, war die deutsche Universität noch nach den klassischen Fakultäten des 19. Jahrhunderts gegliedert. Das Leipziger Institut wurde den Vereinigten Staatswissenschaftlichen Seminaren angegliedert, die ihrerseits damals Teil der dortigen Philosophischen Fakultät waren. Von daher bestand eine Nähe zu den von Büchern vorgesehenen Hauptfächern (Lehrstühlen), wie Geschichte, Nationalökonomie, Statistik, Allgemeine Staatslehre sowie Philosophie, Literatur, Sprachen und Kunstgeschichte. Zugleich waren damit maßgebliche Dimensionen auch für die Arbeit in der Zeitungskunde vorgezeichnet. Stärker als Bücher formulierte dann Erich Everth bereits das Prinzip der Integration, wenn er davon sprach: „Die Wissenschaften stehen allgemein im Austauschverkehr un-

tereinander, indem sie Resultate voneinander übernehmen, natürlich unter Zitat.“ (1928: 1875)

Auch die anderen frühen Institute des neuen Fachs wurden in der Regel den großen Philosophischen Fakultäten eingegliedert, was die enge Verbindung zu historischen und geisteswissenschaftlichen Nachbardisziplinen begründete. Das beeinflusste die Fachentwicklung maßgeblich in diese Richtung (Löblich 2010). Bei dieser institutionellen Zuordnung blieb es zunächst auch nach 1945, jedenfalls in Berlin, München und Münster. Lediglich die Neugründung in Mainz erfolgte 1964 in der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. In Nürnberg gehörte das Fach schon vor 1945 zu einer Handelshochschule (Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften), später zur Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät.

An der Universität Leipzig wurden 1947 zwei bereits bestehende Einrichtungen in der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät zum Institut für Publizistik und Zeitungswissenschaft zusammengefasst, das gewissermaßen an die Stelle des 1945 geschlossenen alten Instituts für Zeitungskunde trat. Dadurch entstand die einzige, zentrale Ausbildungsstätte für Journalisten in der DDR. 1953 wurde das Institut – seit 1951 zur Philosophischen Fakultät gehörig – in Fakultät für Journalistik, 1968 in Sektion Journalistik umbenannt. Damit wollte man sich von der „bürgerlichen Pressewissenschaft“ absetzen. Man wählte stattdessen den einst von Karl Bücher noch abgelehnten Fachbegriff, der allerdings in der Sowjetunion bereits gängig war. Wie dort auch betrieb man fortan in Leipzig eine Journalistenausbildung auf der Basis der marxistisch-leninistischen Pressetheorie (vgl. <http://recherche.archiv.uni-leipzig.de/Hierarchie/Fakult%25C3%25A4t+f%25C3%25BCr+Journalistik> [3.2.2016]).

In den 1970er Jahren kam es in der Bundesrepublik Deutschland zu einer tiefgreifenden Universitätsreform. Die Empfehlungen, die der Wissenschaftsrat 1968 dazu abgab, sahen u. a. eine Auflösung der Fakultäten in kleinere, überschaubare Einheiten, die sogenannten Fachbereiche, vor (Thieme 1998; Winter 2004). Damit reagierte man auf das Wachstum des tertiären Bildungssektors und die zunehmende wissenschaftliche Spezialisierung. Die Hochschulen sollten instand gesetzt werden, ihre Aufgaben funktionsgerechter zu erfüllen. Dieser Gedanke wurde von der Hochschulrahmengesetzgebung und den Landesgesetzgebern in den 70er Jahren aufgenommen. Während die alte Naturwissenschaftliche Fakultät ziemlich standardmäßig in fünf Fachbereiche zerlegt wurde, gliederte man an verschiedenen Orten die Philosophische Fakultät in eine unterschiedliche Zahl und in verschieden benannte Einheiten auf. Es entstand ein bunt-scheckiges Bild.

Zu den neu gebildeten Fachbereichen gehörten an nicht wenigen Universitäten sozialwissenschaftliche. Ihnen ordnete man jetzt die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft vielfach zu, zusammen mit anderen, zum Teil bereits älteren Disziplinen (Psychologie, Soziologie), zum Teil aber auch – ebenso wie sie – jüngeren (wie der Politikwissenschaft).³ Daraus resultierten neue Nachbarschaften und Integrationszwänge. Denn mehr als die alten Fakultäten waren die neuen Fachbereiche auch Selbstverwaltungsorgane. Deren Kompetenz erstreckte sich zwar mehr auf die Lehre (z. B. in Form der Studienpläne) als die im Prinzip autonome Forschung. Aber doch auch diese geriet in neue Netzwerke. So strahlten fachliche und räumliche Nähe sowie die Disziplinzu-

3 Zu Ende des 20. Jahrhunderts gab es in der Bundesrepublik Deutschland im Bereich der Kommunikations- und Medienwissenschaften 25 sozialwissenschaftliche Studiengänge, 54 geisteswissenschaftliche (darunter 11 auch mit sozialwissenschaftlichem Schwerpunkt), 23 journalistische und journalistisch-technische Studiengänge sowie 36 ästhetisch-produktiv-gestalterische Studiengänge (Wirth 2000).

gehörigkeit der Professoren und das jeweilige Maß interner organisatorischer Homogenität wechselseitig aufeinander aus (Winter 2004: 134–140). Zugleich entstanden mit den neuen Grenzen auch Distanzen zu anderen Fachbereichen und ihren Instituten. Allerdings richtete sich die Eingliederung der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft bzw. ihrer Ableger (Journalistik, Medienwissenschaft etc.) nach den jeweiligen örtlichen Gegebenheiten, also der Art, der Größe, der Eigenart und dem vorhandenen Fächerspektrum der jeweiligen Hochschulen (vgl. zum Überblick zuletzt Hämberg/Hackel-de Latour 2005). Davon hängt auch ab, ob Institute oder lediglich Lehrstühle die Einheiten unterhalb der Fachbereichsebene bilden. Seit Anfang des 21. Jahrhunderts sind die Hochschulen vielerorts wieder zu größeren Organisationskomplexen zurückgekehrt. Die Zahl der Fachbereiche oder Fakultäten wurde nicht selten verringert, um einer Zersplitterung entgegenzuwirken und die Kräfte wieder stärker zu bündeln (Winter 2004).

2.4 Inhaltlich-disziplinär

Die entscheidende Dimension einer integrierenden Wissenschaft ist die inhaltlich-disziplinäre, also die Zusammenführung von Fragestellungen, Erkenntnissen und Methoden aus verschiedenen anderen Wissenschaften. Schon Bücher und Everth haben die wesentlichen Wurzelwissenschaften der Zeitungskunde benannt. Deren Anteil an der Integration soll im Folgenden kurz umrissen werden.

2.4.1 (National-)Ökonomie

Karl Bücher war Nationalökonom, und die Nationalökonomie kann folglich als die primäre Wurzel der Zeitungskunde angesehen werden. Die wirtschaftlichen Grundlagen der Zeitung bildeten sein primäres Interessengebiet. So befasste er sich mit den Finanzierungsfragen, insbesondere dem Intelligenz- und Anzeigenwesen, mit dem Zeitungsabonnement und dem Zeitungsvertrieb (Bücher 1926). Hinzu kamen ferner Bemühungen zur möglichst vollständigen Erfassung der Zeitungstitel, wodurch Bücher auch zum Vater der deutschen Pressestatistik wurde. Diese Themen gehörten fortan zum festen Bestand der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft. Volks- und betriebswirtschaftliche Untersuchungen entstanden und wurden systematisiert (vgl. Bertkau/Bömer 1932). Die Mutterdisziplin interessierte sich allerdings lange Zeit für die Presse eigentlich nicht.

Das änderte sich erst seit den 1960er Jahren mit den sich verschärfenden Problemen der Pressekonzentration und dem zunehmenden Medienwettbewerb, zumal in den 1980ern mit der Zulassung privater Anbieter im elektronischen Mediensektor. Jetzt bildete sich die Medienökonomie als eigenständiger Forschungsbereich mit Standardwerken, Lehrbüchern und einer eigenen DGPK-Fachgruppe heraus (Heinrich 1994/1999; Kiefer 2001). Mit dem Internet und den Online-Medien stellte sich schließlich eine Vielzahl neuer wirtschaftlicher Probleme. Die im Marxismus verwurzelte Politische Ökonomie fand in Deutschland – im Unterschied zu anderen Ländern – dagegen nur geringe Resonanz (vgl. Scheu 2012).

2.4.2 Geschichte

Die Geschichte bildete die zweite Wurzel der Zeitungskunde. Bücher selbst gehörte zur historischen Schule der Nationalökonomie und seine erste größere zeitungskundliche Arbeit war den Anfängen des Zeitungswesens gewidmet gewesen. Die Fachgründung fiel überhaupt in eine Zeit, die noch stark vom Historismus geprägt war, nämlich von

der Überzeugung, dass man die lebensweltlichen Erscheinungen primär aus ihrer historischen Genese verstehen und erklären müsse. Entsprechend gründeten die Wissenschaften auf historischen Grundlagen. Die Zeitungswissenschaft und ihre disziplinären Nachfolger erhielten dadurch auf lange Zeit eine primär historische Prägung. Diese wurde allerdings nicht nur aus der politischen Geschichte gespeist, sondern auch aus der Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte, die sich beispielsweise besonders für die Pressegattung Zeitschrift und die visuelle Kommunikation interessierten. Die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft behielt diese Prägung bis in die 1960er Jahre, bis die viel berufene Wende zur empirischen Sozialwissenschaft eintrat (Löblich 2010). Zugleich wuchsen mit der Erweiterung des Gegenstandsbereichs aber auch die historischen Forschungsgebiete. Zur Pressegeschichte traten die Rundfunkgeschichte und inzwischen auch schon die Geschichte neuer Medien und des Internets. Selbstverständlich wandelten sich die historischen Herangehensweisen, von anfangs stark biographischen und institutionengeschichtlichen zu sozialgeschichtlichen und durch kommunikationswissenschaftliche Theorien inspirierten Arbeiten (vgl. Arnold/Behmer/Semrad 2008).

2.4.3 Soziologie

Die dritte Wurzelwissenschaft, die in die Zeitungskunde und ihre Nachfolger zu integrieren war, ist die Soziologie. Sie war Anfang des 20. Jahrhunderts selbst noch eine junge Disziplin. Ihre Beschäftigung mit der Presse reicht sogar über die Gründung des Leipziger Instituts zurück. Denn 1910 legte Max Weber dem Ersten Deutschen Soziologentag den Vorschlag zu einer „Enquête über das Zeitungswesen“ vor, mit der Erhebungen über die Struktur des Zeitungswesens und über Berufsstellung, Arbeitsleistung und wirtschaftliche Lage der Journalisten angestellt werden sollten (Kutsch 1988; Weischenberg 2012). Zwar scheiterte dieses Vorhaben, wurde später aber als Vorstufe der sozialempirischen Journalismusforschung angesehen. Außer dem Journalistenstand führte Erich Everth eine ganze Reihe soziologischer Probleme an, die die Zeitungskunde beschäftigen müssten: das Schreiben für andere als „gesellschaftlicher Akt“, die Reaktionen darauf, Entstehung und Auswirkung der öffentlichen Meinung, das Verhältnis der Zeitung zu verschiedenen Kreisen der Gesellschaft, auch die Organisationssoziologie (1927: 22–26).

Das Verhältnis zwischen Zeitungswissenschaft und Soziologie blieb aber ambivalent. Einerseits begegnete die zunftmäßige Disziplin dem jüngeren Nachbarfach mit Vorbehalten, wenn nicht ablehnend. Das trat vor allem beim Siebten Soziologentag 1930 zu Tage. Man wollte die Zeitungswissenschaft lediglich als Unterdisziplin der Soziologie gelten lassen. Berücksigt ist Ferdinand Tönnies‘ dort geäußerte Sottise von der „Hühner- und Entenwissenschaft“ (Tönnies 1931; vgl. Averbeck 1999: 76–89). Andererseits gab es, wie Stefanie Averbeck nachgewiesen hat, „ein interdisziplinäres Milieu“ (ebd.: 36), das die Grenzen zwischen den Disziplinen von Soziologie und Zeitungswissenschaft überschritt. Zu den soziologischen Ansätzen, die in die Zeitungswissenschaft diffundierten, gehörten massenpsychologische, funktionalistische und wissensoziologische.

Nach dem Zweiten Weltkrieg haben mehrere Richtungen der Soziologie Eingang in die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gefunden. Zum einen war da die Rezeption der in den Vereinigten Staaten seit den 1930er Jahren entstandenen empirischen Sozialforschung, an deren Entstehung der Österreicher Paul F. Lazarsfeld maßgeblich beteiligt gewesen war (Langenbacher 2008). Massenkommunikation bildete einen der Bereiche, in denen diese Sozialforschung entwickelt worden war. Wo man im Nachkriegsdeutschland deren Vorbild folgte, geschah dies ebenfalls im Bereich der Massenkommunikationsforschung (Silbermann/Luthe 1969). Eine Leitfunktion bei der Etablierung dieser Tradition in der deutschen Publizistik- und Kommunikationswissen-

schaft übernahm das Mainzer Institut für Publizistik und die danach benannte „Mainzer Schule“ (Noelle-Neumann 1963; Wilke 2005).

Eine andere Richtung der Soziologie schloss an die marxistische Tradition an, die in den 1970er Jahren wiederbelebt wurde, in Deutschland vertreten vor allem durch die sogenannte Frankfurter Schule. Deren Klassiker war die „Dialektik der Aufklärung“ von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno (zuerst 1947). In der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft waren es im Wesentlichen Einzelkämpfer, die das Gedanken-
gut dieser Tradition in die Medienforschung zu überführen suchten (Scheu 2012). Eine
richtungweisende Rolle für das Fach haben sie nicht gespielt.

Eine weitere Betrachtungsweise war (und ist) die kultur- bzw. kunstsoziologische. Sie wurde in der Bundesrepublik Deutschland vor allem durch Alphons Silbermann vertreten. Er beschäftigte sich bevorzugt mit Musik in den Massenmedien. Obwohl Schüler von ihm auch in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft reüssierten, verkörperte er noch einmal die verbreitete Aversion, die es in Teilen der Soziologie gegen die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gab.⁴

Die nach der empirischen Sozialforschung wirkungsmächtigste Richtung der Soziologie ist die Systemtheorie, zumal diejenige von Niklas Luhmann. Sie ist in großer Breite in der deutschen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft rezipiert und integriert worden (vgl. Meyen/Löblich 2006: 277-295); und zwar in der Medien- und Kommunikationssystemanalyse (Marcinkowski 1993), in der Journalismusforschung (Blöbaum 1994) und in der Medienwirkungsforschung (Luhmann 1996).

2.4.4 Psychologie

Dem von Karl Bücher als Wurzelgrund der Zeitungskunde genannten Fächerkatalog fügte Erich Everth 1926 auch die Psychologie hinzu (1927: 19-22). Die Psychologie der Presse wollte er sogar zu einem seiner Hauptarbeitsplätze machen. Als Fragestellungen nannte er beispielsweise den Berufscharakter der Journalisten, die Psychologie des Verlegers und des Zeitungslesers, ferner die psychologische Wirkung der Nachricht und die Psychologie der Reklame. Nach dem Sprachgebrauch der Zeit kam es ihm dabei auf das „Seelische“ an. Im Grunde schwiebte ihm schon eine psychologische Wirkungsforschung vor, „die Erforschung psychologischer Akte und Zustände“ (ebd.). Von diesem anspruchsvollen Programm konnte Everth selbst allerdings nur wenig verwirklichen, wahrscheinlich schon der äußeren Umstände wegen, aber auch, weil er schon 1934 verstarb.⁵ „Anders als zwischen Soziologie und Zeitungswissenschaft“, so hat Stefanie Averbeck festgestellt, „bildete sich kein personal fixierbares Milieu zwischen Zeitungswissenschaft und Psychologie heraus“ (1999: 522, Fn. 5). Everths Schüler Hans Amandus Münster hat psychologische Aspekte in seiner Studie „Jugend und Zeitung“ (1932) umgesetzt, für die er Schülerinnen und Schüler befragte und mit der er in Deutschland die empirische Nutzungs- und Rezeptionsforschung zwar nicht inaugurierte, aber doch als einer der ersten praktizierte.

4 1972 sprach Silbermann in der „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“ von „Schwächen und Marotten“ der Massenmedienforschung in Deutschland und ließ noch 1996 in der Wochenzeitung „Die Zeit“ einen „Abgesang auf die deutsche Medien- und Kommunikationsforschung“ folgen. Vgl. die Repliken darauf von Neverla 1997; Bentele 1997; Ruß-Mohl 1997).

5 In ihrer Bibliographie von Everths Schriften führen Bohrmann und Kutsch (1979: 399-403) lediglich zwei Artikel zum Themenbereich Psychologie an.

Ein Durchbruch für die Integration der Psychologie in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ließ mithin noch Jahrzehnte auf sich warten. Lediglich isolierte Einzelwerke dazu entstanden, z. B. in der Sozialpsychologie (vgl. Hofstätter 1949). Das änderte sich erst, als Gerhard Maletzke 1963 sein Buch „Psychologie der Massenkomunikation“ publizierte, das zu einem der einflussreichsten Werke der deutschen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft wurde. Es leitete (nach einigen voraufgegangenen Aufsätzen, vgl. Maletzke 1954) die breite Rezeption der US-amerikanischen Massenkommunikationsforschung hierzulande ein. Dabei standen vor allem sozialpsychologische Erkenntnisse im Vordergrund, individualpsychologische folgten erst später. Eine maßgebliche Leitfunktion besaß dafür in Deutschland Hertha Sturm, die den sogenannten „rezipientenorientierten Ansatz“ vertrat und zugleich der Medienpädagogik den Weg bereitete (Sturm 1997). Seit Anfang der 1980er Jahre erschienen die ersten Hand- und Lehrbücher der Medienpsychologie (vgl. Kagelmann/Wenninger 1982). Und eine eigene Zeitschrift dieses Titels (seit 1989) indizierte die Verselbständigung zu einem eigenen Forschungsbereich.

2.4.5 Rechtswissenschaft

Laut Everth gehörte zur Zeitungskunde „eine Bekanntschaft mit den Hauptbestimmungen des geltenden Verlags-, Urheber- und Presserechts sowie mit seinen schwebenden Problemen...“ (1928: 2) Das hatte auch Bücher schon vorgeschlagen (1912: 87). In dieser Hinsicht bestand folglich ebenfalls eine Integrationsaufgabe. Im Unterschied zu den anderen Wurzelfächern gehörte die Rechtswissenschaft allerdings zu einer anderen akademischen Tradition, was eine stärkere Grenzüberschreitung verlangte. Man musste eine derartige Expertise also importieren. Das Berliner Institut für Zeitungskunde gewann Kurt Häntzschel als Leiter seiner Abteilung für Presserecht (Benedict 1986). Er war der führende Pressejurist der Weimarer Republik und hat den maßgeblichen Kommentar zum Reichspressegesetz geschrieben (Häntzschel 1927). Zugleich war er aktiver Politiker. Als Ministerialbeamter im Reichsinnenministerium hat er die frühe Organisation des Rundfunks in Deutschland beeinflusst (Wilke 1989).

Nach dem Zweiten Weltkrieg war zunächst Martin Löffler die Hauptfigur des deutschen Presserechts. Von Beginn an schrieb er Artikel für das Fachorgan *Publizistik*. Sein zuerst 1955 erschienener Presserechts-Kommentar (zunächst noch zum Reichspressegesetz und den Landespressegesetzen) wurde zum Standardwerk (Löffler 1969). Er rief den Studienkreis Presserecht und Pressefreiheit bzw. die Deutsche Studiengesellschaft für Publizistik ins Leben, an deren Tagungen und Publikationen auch Publizistikwissenschaftler beteiligt waren. Die Universität Hohenheim machte Löffler noch in hohem Alter zum Honorarprofessor. Andere Studiengänge lösten das Problem der Integration rechtswissenschaftlicher Grundlagen durch Gewinnung einschlägig ausgewiesener Lehrbeauftragter. In den Studiengängen in Mainz und Dortmund wurden eigene Professuren mit Medienrechtlern besetzt, die dies mit einschlägigen Publikationen legitimierten (Löffler/Ricker 1978; Branahl 1992). Während die Materie des Presserechts wegen der prinzipiell geltenden Pressefreiheit limitiert ist, gleichwohl ständig Auslegungsfragen zeitigt, entstand durch den Rundfunk, zunächst den öffentlich-rechtlichen und dann den privatrechtlichen, eine komplexere Rechtsmaterie. Daraus ergaben sich neue Integrationsbedürfnisse in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, für die hier die Arbeiten von Wolfgang Hoffmann-Riem (2000) repräsentativ genannt seien.

2.4.6 (Moral-)Philosophie

Schon Karl Bücher ging es 1915 um die „Erziehung eines Journalistenstandes ..., der in wissenschaftlicher, technischer und sittlicher Hinsicht seinen großen Aufgaben gewachsen sein wird.“ (1912: 70) Mit dem zuletzt genannten Prinzip machte er auch die Ethik (und damit eine philosophische Disziplin) zur Wurzel der Zeitungskunde. Eigene Lehrveranstaltungen sah der Studienplan dazu allerdings nicht vor, es sei denn die rechts-wissenschaftlichen. Auch Everth ergänzte die Wurzelfächer um die Ethik (1928: 1). Es sollte dabei um die Verhaltensregeln für Journalisten gehen. Am stärksten hat gewiss Emil Dovifat der frühen Zeitungs- und Publizistikwissenschaft eine normative Note verliehen (Dovifat 1930). Mit der Wende zu einer empirischen Sozialwissenschaft wurde diese Normativität problematisch. Gerade sein Nachfolger am Berliner Institut für Publizistik, der ehemalige Intendant des Süddeutschen Rundfunks Fritz Eberhard, vertrat (anfangs) die Vorstellung einer „wertfreien“ Wissenschaft (Eberhard 1961b). Erst allmählich musste man erkennen, dass dies nicht bedeuten kann, normative Fragestellungen aus einer Gesellschaftswissenschaft wie der hier in Rede stehenden zu eliminieren, zumal da es um höchst wertgeladene Beziehungen zur Öffentlichkeit geht. Deshalb ist die Ethik seit den 1980er Jahren als unverzichtbarer Bestandteil der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft wiederentdeckt worden (Wilke 1996; Funiok 2011). Auch hierfür gibt es außer einer breiten Literatur eine eigene Zeitschrift und eine eigene Fachgruppe in der DGPPuK.

2.4.7 Geschwisterdisziplin: Politikwissenschaft

Nicht als Wurzel-, sondern eher als Geschwisterdisziplin steht die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Verhältnis noch zu einer anderen Sozialwissenschaft: der Politikwissenschaft. Ursprünge dafür liegen allenfalls in der (den) älteren Staatswissenschaft(en), in deren Umfeld das erste Institut für Zeitungskunde angesiedelt war. Die Staatswissenschaft reichte ebenfalls weit zurück, bis ins 17. Jahrhundert. In ihr waren schon früh Probleme der politischen Publizierung abgehandelt worden. Doch ist die moderne Politikwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden. Sie durchlief eine ähnliche Entwicklung wie die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, von einer historisch-geisteswissenschaftlichen und normativ-deskriptiven zu einer empirisch-sozialwissenschaftlichen Disziplin (Bleek 2001). Entsprechend wandelte sich auch das angewandte Methodeninstrumentarium. Schon von den Materialobjekten her musste eine Integration politikwissenschaftlicher Begrifflichkeit und Analytik in die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft naheliegen: so in den Forschungsfeldern der Kommunikationspolitik (Ronneberger 1978-1986) und der Politischen Kommunikation mit Schwerpunkten bei dem Verhältnis von Massenmedien und politischem System und der Rolle von Massenmedien bei Wahlen (Schulz 1997/2011).

2.5 Personell

Eine integrierende Wissenschaft hat auch ihre personelle Seite. In der Regel rekrutiert sich ein entstehendes akademisches Fach aus Einzelwissenschaftlern, die dieses Fach studiert haben und akademisch vertreten können (Clark 1974). Davon konnte in den Anfängen der Zeitungskunde aber noch keine Rede sein. Die ersten Fachvertreter der Zeitungskunde/Zeitungswissenschaft hatten dieses Fach selbst noch gar nicht studieren können. Sie kamen aus anderen Wissenschaften oder aus der journalistischen Praxis.

Ohnehin war es zu Anfang des 20. Jahrhunderts nicht unüblich, dass Studierende sich in mehreren akademischen Fächern umtaten, was für eine Integrationsleistung im Grunde förderlich sein musste. Karl Bücher hatte Philologie und Geschichte studiert, wandte sich aber der Nationalökonomie zu, für die er sich habilitierte. Erich Everth studierte Philosophie, Kunstgeschichte und Psychologie. Für Karl d'Ester, der sich 1919 in Geschichte habilitierte und 1924 den ersten etatmäßigen Lehrstuhl für Zeitungswissenschaft in München übernahm, werden die Studienfächer Philosophie, Alte Philologie, Germanistik, Theologie und Geografie genannt. Promoviert hatte er in Germanistik. Am Anfang der Fachentwicklung stand notwendigerweise solche „Fremdrekutierung“. Emil Dovifat war dann der erste Hochschullehrer im Fach, der in diesem auch promoviert und eine als Habilitation anerkannte Leistung erbracht hatte.

Da das Fach auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch lange Zeit schlecht ausgestattet blieb und nur begrenzt wissenschaftliche Qualifizierungen anbot, konnte sich an der Fremdrekutierung der Hochschullehrer aus anderen Fächern oder aus Medienberufen zunächst nichts Grundlegendes ändern. Immerhin hatte Elisabeth Noelle-Neumann, die 1964 nach Mainz berufen wurde, in den 1930er Jahren Zeitungswissenschaft studiert. Selbst mehrere Wissenschaftler aus der nächsten Generation erwarben noch in anderen Fächern ihre Primärqualifikation und studierten Zeitungswissenschaft/Publizistikwissenschaft allenfalls im Nebenfach. Erst mit dem Ausbau der Institute und der Vermehrung entsprechender Studiengänge seit den 1970er Jahren standen mehr und mehr Hauptfachabsolventen zur Verfügung.

Der Integrationsbedarf in der Zeitungs-, Publizistik- und Kommunikationswissenschaft konnte personell auf zwei Wegen gedeckt werden. Einerseits mussten die eigenen Fachvertreter selbst entsprechende Leistungen in ihrer Lehre und Forschung zu erbringen suchen. Das war in den „Ein-Professoren-Instituten“ (Wiedemann/Meyen 2015) unumgänglich, aber doch noch möglich, solange das Fach klein und überschaubar war. Fremdleistungen konnten andererseits importiert werden, was durch Vergabe von Lehraufträgen geschah (und bis heute geschieht). Allerdings schwand durch die bald zunehmende wissenschaftliche Spezialisierung die individuelle fachliche Integrationskapazität. Integration war immer weniger vom Einzelnen zu erbringen, sondern musste kollektiv eingelöst werden. Dies machte ein Nebeneinander verschiedener Professuren (Schwerpunkte) notwendig. Der Wandel im Integrationspotenzial lässt sich an den akademischen Stellenausschreibungen ablesen. Wurden früher Bewerber und Bewerberinnen gesucht, die, wie es hieß, das Fach „in seiner gesamten Breite vertreten“ könnten, so wurde es mehr und mehr üblich, die Zuständigkeit nur noch für wissenschaftliche Teilgebiete zu verlangen.

2.6 Methodologisch

Schon Erich Everth hatte in seiner Leipziger Antrittsvorlesung 1926 gesagt, „dass sie [die Zeitungskunde] aber keine Methode für sich allein hat, sondern daß eine ganze Reihe von Methoden verschiedener Wissenschaften nötig sind, um dieses Gebiet erschöpfend zu bearbeiten“ (Everth 1927: 6). Das führt zu der methodologischen Seite einer Integrationswissenschaft. Diese muss sich gewissermaßen speisen aus dem Methodeninstrumentarium der Wurzelwissenschaften. Die Historie liefert(e) die Quellenkunde, Quellenkritik und Hermeneutik, die Ökonomie die Statistik sowie volks- und betriebswirtschaftliche Analytik. Ein differenziertes Arsenal stammt(e) aus der Soziologie und insbesondere der empirischen Sozialforschung. Max Weber hatte statistische Erhebungen geplant, andere benutzten phänomenologische und sozial deskriptive Methoden. Aus der empirischen Sozialforschung wurden die teilnehmende Beobachtung, das Interview

und die repräsentativen Umfragen übernommen. Es war dann die Inhaltsanalyse, die insonderheit zu einer genuinen Technik der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft heranwuchs. Der Psychologie entnahm man vor allem experimentelle Untersuchungsanlagen. Fortschritte in der Integration wurden schließlich vor allem durch die Methodenkombination erreicht.

Probleme der methodologischen Integration resultieren aus dem unterschiedlichen Wissenschaftsverständnis der beteiligten Disziplinen (vgl. Löblich 2010: 33-36). Die geisteswissenschaftliche Arbeit wird herkömmlich als ideographisch bezeichnet. Sie ist auf den einzelnen, einzigartigen Gegenstand gerichtet, will das Individuelle und Besondere erfassen. Demgegenüber stehen die nomologischen Natur- und Sozialwissenschaften, die Verallgemeinerungen und raum-zeitlich unbegrenzte, zumindest statistische Gesetzmäßigkeiten nachweisen wollen. Die erstgenannten Disziplinen verfahren deskriptiv, die zweitgenannten sind auf Erklärungen aus. Dies geschieht im ersten Fall durch qualitative Verfahren, im zweiten Fall durch quantitative Daten und statistische Beweisführung.

2.7 Handlungstheoretisch

Die letzte Dimension dieses Systematisierungsvorschlags möchte ich eine handlungstheoretische nennen. Gemeint ist damit etwas, das schon Karl Bücher geplant hatte, nämlich die Integration von theoretisch-wissenschaftlicher und praktischer Ausbildung. Für die praktische Übung und Unterweisung plante er „eigene Laboratorien für Zeitungswesen oder besondere Lehrkurse“ (1909: 88). Dieser Gedanke konnte seinerzeit nur ansatzweise verwirklicht werden. Die notwendige wissenschaftliche Selbstlegitimation hatte zur Folge, dass die praktische Seite in der Ausbildung nur eine Randexistenz führte. Sie wurde weiter den Medienbetrieben überlassen, also den Redaktionen in der Presse (und später im Rundfunk). Dadurch zog sich die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft allerdings den Vorwurf zu, eine praxisferne, rein theoretische Ausbildung anzubieten.

Dieses Ungeügen zeitigte seit den 1970er Jahren den Aufbau einer ganzen Reihe von neuen Studiengängen, die sich eine „Theorie und Praxis verschränkende Journalistenausbildung“ auf die Fahne schrieben, so in München, Mainz, Dortmund, Hannover, Eichstätt. Hierfür griff man auf den schon zu Anfang des Jahrhunderts bekannten Fachbegriff Journalistik zurück. In diese Studiengänge wurde jeweils ein mehr oder weniger großes praktisches Ausbildungsangebot eingebaut. Damit sollte eine wechselseitige Integration erreicht werden. Nicht nur sollte die praktische Ausbildung auf einem theoretischen Fundament basieren, sondern aus der Lehrpraxis sollten zugleich Fragestellungen auch für die wissenschaftliche Forschung abgeleitet werden – ein auch heute noch aktuelles Programm (vgl. Fengler/Eberwein/Joch 2012).

3. Ausblick: Von der Integration zur Desintegration?

Wie zuvor dargestellt, kann die moderne Publizistik-, Medien- und Kommunikationswissenschaft in vieldimensionalem Sinne als eine integrierende Disziplin angesehen werden. Integration fand, wenn man so will, sowohl auf einer externen Ebene als auch intern statt. Mit der erstgenannten ist die institutionelle und personelle Integration gemeint, also die Verankerung im Wissenschaftsapparat und die Einbindung von Wissenschaftlern, die ursprünglich anderen Disziplinen entstammten. Interne Integration ist jene, die auf den Untersuchungsgegenstand und seine Aspekte bezogen ist. Da sich dieser seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts immens erweitert hat und Anleihen in mehreren be-

nachbarten Disziplinen gemacht wurden, stellte sich immer mehr die Frage nach der Identität dieser Wissenschaft. Dabei war der Anteil der Teildisziplinen im Laufe der Fachentwicklung nicht gleichgewichtig und konstant. Während die anfangs starken historisch-geisteswissenschaftlichen Wurzeln an Gewicht verloren haben, erlangten die sozialwissenschaftlichen eine Dominanz. Wenn man daraus eine Lehre ziehen will, dann die, dass eine Integrationswissenschaft, will sie nicht zur Monowissenschaft degenerieren, auf eine angemessene Repräsentanz ihrer Diversität achten müssen.

Die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hat sich in einer paradoxen Bewegung entwickelt. Mit der Integration neuer Materialobjekte und von Forschungsansätzen aus anderen Wurzelwissenschaften hat sie sich stark ausdifferenziert. Dieser Ausdifferenzierungsprozess lässt sich an verschiedenen Indikatoren festmachen: an der Vermehrung der einschlägigen Universitätsinstitute und ihrer Ausbildungsgänge (Wirth 2000), an der Zahl der dort forschenden und lehrenden Wissenschaftler und am Publikationsvolumen (Wilke 2014). Zudem haben sich verschiedene Forschungsfelder in zunehmender Zahl herausgebildet, die ihrerseits jeweils einem Integrationsbedarf unterliegen. Darauf kann hier nicht mehr eingegangen, sondern es muss auf die Literatur verwiesen werden (vgl. Karmasin/Rath/Thomaß 2014). Die geschilderte Entwicklung hat unweigerlich die Gefahr des Ausfransens und des Identitätsverlusts heraufbeschworen. Es kann heute so scheinen, als befände sich die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in einer konträren Bewegung, und zwar der Desintegration. Organisatorisch ablesbar ist das etwa an der Zahl der in der DGPuK existierenden Fachgruppen. Als sie in den 1990er Jahren eingeführt wurden, waren es fünf. Inzwischen gibt es 17. In ihnen treten zum Teil die oben genannten Wurzeldisziplinen wieder zutage, zum anderen Teil andere Geschwisterwissenschaften oder transdisziplinäre Forschungsfelder. Inwieweit es in dieser Wissenschaft noch einen gemeinsamen Kern gibt, wird immer wieder diskutiert. Eine Antwort auf diese Frage zu geben, dürfte im nächsten Jahrhundert ihrer Geschichte weiter vonnöten sein.

Literatur

- Arnold, K./Behmer, M./Semrad, B. (2008): Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch. Berlin: Lit-Verlag.
- Averbeck, S. (1999): Kommunikation als Prozeß. Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft 1927-1934. Münster, Hamburg, London: Lit-Verlag.
- Benedikt, K.-U. (1986): Das Berliner Institut für Zeitungskunde/Zeitungswissenschaft. In: vom Bruch, R./Roegle, O. B. (Hrsg.): Von der Zeitungskunde zur Publizistik. Biographisch-institutionelle Stationen der deutschen Zeitungswissenschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Frankfurt/M: Haag & Herchen, S. 105-141.
- Bentele, G. (1997): Fas Fach ist höchst attraktiv. In: Die Zeit, Nr. 6.
- Bertkau, F./Bömer, K. (1932): Der wirtschaftliche Aufbau des deutschen Zeitungswesens. Berlin: Duncker.
- Bleek, W. (2001): Geschichte der Politikwissenschaft in Deutschland. München: C. H. Beck.
- Blöbaum, B. (1994): Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verstetigung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bohrmann, H./Schneider, P. (1975): Zeitschriftenforschung. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Versuch. Berlin: Verlag Volker Spiess.
- Bohrmann, H./Kutsch, A. (1979): Pressegeschichte und Pressetheorie. Erich Everth (1878-1934). In: Publizistik 24, S. 386-403.
- Branahl, U. (1992): Medienrecht. Eine Einführung. Opladen: Westdeutscher Verlag. 7. Aufl. 2013.
- Bücher, K. (1912): Vorbildung für den Journalistenberuf an Universitäten. In: Ders.: Hochschulfragen. Vorträge und Aufsätze. Leipzig, Berlin: B. G. Teubner, S. 71-92.

- Bücher, K. (1915a): Akademische Berufsbildung für Zeitungskunde. In: Ders.: *Unsere Sache und die Tagespresse*. Tübingen: J. C. B. Mohr, S. 65-74.
- Bücher, K. (1915b): Die deutsche Tagespresse und die Kritik. Tübingen: J. C. B. Mohr.
- Bücher, K. (1919): *Lebenserinnerungen*. Erster Band (1847-1890). Tübingen: Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.
- Bücher, K. (1926): *Gesammelte Aufsätze zur Zeitungskunde*. Tübingen: Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.
- Clark, T. J. (1974): Die Stadien wissenschaftlicher Institutionalisierung. In: Weingart, P. (Hrsg.): *Wissenschaftssoziologie II. Determinanten der wissenschaftlichen Entwicklung*. Frankfurt/M.: Athenäum, S. 105-125.
- Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (2008): *Selbstverständnis*. Papier. In: <http://www.dgpk.de/uber-die-dgpk/selbstverstandnis> [Zugriff 29.1.2016].
- Dovifat, E. (1934): Die Erweiterung der zeitungskundlichen zur allgemein-publizistischen Lehre und Forschung. In: *Zeitungswissenschaft* 9,1, S. 12-20.
- Dovifat, E. (1956): *Publizistik als Wissenschaft*. Herkunft – Wesen – Aufgabe. In: *Publizistik* 1, S. 3-10.
- Dovifat, E. (1930): *Auswüchse der Sensationsberichterstattung*. Als Manuskript gedruckt. Stuttgart: Tagblatt Buchdruckerei
- Eberhard, F. (1961a): Grenzen der Publizistikwissenschaft. In: *Publizistik* 6, S. 348-350.
- Eberhard, F. (1961b): Thesen zur Publizistikwissenschaft. In: *Publizistik* 6, S. 259-266.
- Everth, E. (1927): *Zeitungskunde und Universität*. Jena: Verlag von Gustav Fischer.
- Everth, E. (1928): Was ist *Zeitungswissenschaft*? In: *Zeitungs-Verlag* 29 (1928), Nr. 35, Sp. 1873-1880.
- Feldmann, E. (1962): *Theorie der Massenmedien*. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Fengler, S./Eberwein, T./Jorch, J. (Hrsg.) (2012): *Theoretisch praktisch? Anwendungsoptionen und gesellschaftliche Relevanz der Kommunikations- und Medienforschung*. Konstanz: UVK.
- Fischer, H.-D./Minte, H. (1980): Leben und Schriften. In: Ders.: *Auswahl der publizistikwissenschaftlichen Schriften*. Eingel. u. hrsg. v. H.-D. Fischer und H. Minte. Bochum: Studienverlag Dr. N. Brockmeyer, S. V-XXIII.
- Funiock, R. (2011): *Medienethik. Verantwortung in der Mediengesellschaft*. Stuttgart: Kohlhammer. 2., durchges. u. aktualis. Aufl.
- Glotz, P. (1990): Von der Zeitungs- über die Publizistik- zur Kommunikationswissenschaft. In: *Publizistik*, 35, S. 249-256.
- Groth, O. (1948): *Die Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft. Probleme und Methoden*. München: Buchverlag Dr. Konrad Weinmayr.
- Haacke, W. (1964): Wege und Umwege zur Kommunikationsforschung. In: *Publizistik* 9, S. 195-208.
- Haacke, W. (1965): „Es gibt eine Kunst, Zeitungen zu lesen“. Anzeige des Zeitungs-Collegii von A. L. Schlözer, Professor in Göttingen 1777. In: *Publizistik* 10, S. 504-514.
- Haacke, W. (1969/70): *Zeitungskunde als Staatswissenschaft*. In: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 41/42, S. 156-168.
- Häntzschel, K. (1927): *Reichspreßgesetz und die wichtigsten preßrechtlichen Vorschriften des Reichs und der Länder*. Berlin: Carl Heymanns Verlag.
- Heinrich, J. (1994/1999): *Medienökonomie*. 2 Bde. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hoffmann-Riem, W. (2000): *Regulierung der dualen Rundfunkordnung. Grundfragen*. Baden-Baden: Nomos.
- Hofstätter, P. R. (1949): *Die Psychologie der öffentlichen Meinung*. Wien: Braumüller.
- Hömberg, W./Hackel-de Latour, R. (Hrsg.) (2005): *Studienführer Journalismus, Medien, Kommunikation*. 3., völlig überarb. Aufl. Konstanz: UVK.
- Horkheimer, M./Adorno, T. W. (1947): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Amsterdam: Querido.
- Kagelmann, H. J./Wenninger, G. (Hrsg.) (1982): *Medienpsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*. München, Wien, Baltimore: Urban & Schwarzenberg.
- Karmasin, M./Rath, M./Thomaß, B. (Hrsg.) (2014): *Kommunikationswissenschaft als Integrationsdisziplin*. Wiesbaden: Springer VS.

- Kiefer, M.-L. (2001): Medienökonomik. Einführung in eine ökonomische Theorie der Medien. München: Oldenbourg. 3. Aufl. 2014.
- Koenig, E. (2015): 100 Jahre kommunikationswissenschaftliche Fachtradition in Leipzig: Von der Zeitungskunde als akademischer Spezialität zur Wissenschaft von der Mediengesellschaft. In: *Medien & Zeit* 30, 4, S. 15-31.
- Körner, F. (1927): Das Studium der Zeitungswissenschaft. Berlin: Verlag „Hochschule und Ausland“.
- Kutsch, A. (1985): Rundfunkwissenschaft im Dritten Reich. München u. a.: K. G. Saur.
- Kutsch, A. (1988): Max Webers Anregung zur empirischen Journalismusforschung. Die „Zeitungsenquête“ und eine Redakteurs-Umfrage. In: *Publizistik* 33, S. 5-31.
- Kutsch, A. (2010): Professionalisierung durch akademische Ausbildung. Zu Karl Büchers Konzeption für eine universitäre Journalistenausbildung. In: Eberwein, T./ Müller, D. (Hrsg.): Journalismus und Öffentlichkeit. Eine Profession und ihr gesellschaftlicher Auftrag. Festschrift für Horst Pöttker. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS, S. 427-453.
- Langenbucher, W. R. (2008): Paul Felix Lazarsfeld – Leben und Werk. Anstatt einer Biographie. Wien: Braumüller.
- Löblich, M. (2010): Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft. Köln: von Halem.
- Löffler, M. (1969): Presserecht. Kommentar. 2. völlig neu bearb. Aufl., 2 Bde. München: C. H. Beck.
- Löffler, M./Ricker, R. (1978): Handbuch des Presserechts. München: C. H. Beck.
- Luhmann, N. (1996): Die Realität der Massenmedien. 2., erw. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Maletzke, G. (1954): Zur Sozialpsychologie der Massenkommunikation. In: *Rundfunk und Fernsehen* 2, S. 305-317.
- Maletzke, G. (1963): Psychologie der Massenkommunikation. Hamburg: Hans Bredow-Institut.
- Marcinkowski, F. (1993): *Publizistik als autopoietisches System: Politik und Massenmedien. Eine systemtheoretische Analyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Meyen, M./Löblich, M.: (2006): Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland. Konstanz: UVK.
- Münster, H. A. (1932): Jugend und Zeitung. Berlin: Duncker.
- Neverla, I. (1997): Warum die deutsche Kommunikationswissenschaft durchaus Zukunft hat – eine Replik auf Alphons Silbermann. In: *Die Zeit*, Nr. 5, 24.1.1997.
- Noelle-Neumann, E. (1963): Meinung und Meinungsführer. Über den Fortschritt der Publizistikwissenschaft durch Anwendung empirischer Forschungsmethoden. In: *Publizistik* 8, S. 316-323.
- Roeggele, O. B. (1966): Die Zeitungswissenschaft im Streite der Fakultäten. In: *Publizistik* 11, S. 390-398.
- Ronneberger, F. (1978-1986): Kommunikationspolitik. 3 Bde. Mainz: von Hase & Koehler.
- Ruß-Mohl, S. (1997): Die Debatte um die Kommunikationswissenschaft: Das Fach ist durchaus leistungsfähig. In: *Die Zeit*, Nr. 6, 31.1.1997.
- Scheu, A. M. (2012): Adornos Erben in der Kommunikationswissenschaft. Eine Verdrängungsgeschichte. Köln: von Halem.
- Schmidt, D./Knipping, F. (1959): Karl Bücher und das erste deutsche Institut für Zeitungskunde. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte und zur Rolle der bürgerlichen Zeitungswissenschaft. In: Karl Marx Universität Leipzig. 1409-1959. Beiträge zur Universitätsgeschichte. Leipzig: Verlag Enzyklopädie. Bd. 2, S. 57-77.
- Schöllgen, W. (1960): Integrierende Wissenschaften als neuer Typ von Wissenschaft. In: *Publizistik* 6, S. 195-204.
- Schulz, W. (1997): Politische Kommunikation. Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung zur Rolle der Massenmedien in der Politik. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. 3., überarb. Aufl. 2011.
- Silbermann, A. (1972): Schwächen und Marotten der Massenmedienforschung. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 24, S. 118-131.
- Silbermann, A. (1996): Abgesang auf die deutsche Medien- und Kommunikationswissenschaft. In: *Die Zeit*, Nr. 51, 13.12.1996.

- Silbermann, A./Luthe, H.-O. (1969): Massenkommunikation. In: Handbuch der Empirischen Sozialforschung, Hrsg. v. R. König, II. Band. Stuttgart: Enke, S. 675-734.
- Straetz, S. (1986): Das Institut für Zeitungskunde in Leipzig bis 1945. In: vom Bruch, R./Roegele, O.B. (Hrsg.): Von der Zeitungskunde zur Publizistik. Biographisch-institutionelle Stationen der deutschen Zeitungswissenschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Frankfurt/M: Haag & Herchen, S. 75-103.
- Sturm, H. (1997): Auf der Suche nach dominanten Wirkungspotentialen bei Medien und Rezipienten. In: Kutsch, A./Pöttker, H. (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland. (= Publizistik Sonderheft 1/1997), S. 184-222.
- Thieme, W. (1998): Organisationsstrukturen der Hochschule. In: Flämig, C. et al. (Hrsg.): Handbuch des Wissenschaftsrechts. Berlin: Springer, S. 813-838.
- Tönnies, [F.] (1931): [Diskussionsbeitrag]. In: Verhandlungen des Siebenten Deutschen Soziologentages vom 28.9. bis 1.10.1930 in Berlin (= Schriften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie; Bd. 7). Tübingen, S. 72-74.
- Traub, H. (1933): Zeitung, Film und Rundfunk. Die Notwendigkeit ihrer einheitlichen Betrachtung. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung.
- Wagner, H. (1965): Ansätze zur Zeitungswissenschaft. Faktoren und Theorien. In: Publizistik 10, S. 217-238.
- Wagner, H. (1993): Kommunikationswissenschaft – ein Fach auf dem Weg zur Sozialwissenschaft. Eine wissenschaftsgeschichtliche Besinnungspause. In: Publizistik 38, S. 491-526.
- Weischenberg, S. (2012): Max Weber und die Entzauberung der Medienwelt. Theorien und Querelen – eine andere Fachgeschichte. Wiesbaden: VS-Verlag
- Wiedemann, T./Meyen, M. (2015): Ein-Professoren-Institute in der Kommunikationswissenschaft. Plädoyer für eine Fachgeschichtsschreibung, die institutionelle und wissenschaftliche Leistungen voneinander trennt. In: Medien & Zeit 30, 3, S. 5-14.
- Wilke, J. (1989): Im Dienst von Pressefreiheit und Rundfunkordnung. Zur Erinnerung an Kurt Häntzschel aus Anlaß seines hundertsten Geburtstags. In: Publizistik 34, S. 7-28.
- Wilke, J. (2010): Die Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Anfänge und Entwicklung bis 1990. In: Ders.: Personen, Institutionen, Prozesse. Fachgeschichtliche Beiträge zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Köln: von Halem, S. 197-218.
- Wilke, J. (2014): Von der „entstehenden Wissenschaft“ zur „Big Science“? Die deutsche Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Rückblick auf 50 Jahre. In: Stark, B./Quiring, O./Jackob, N. (Hrsg.): Von der Gutenberg-Galaxis zur Google-Galaxis. Alte und neue Grenzvermessungen nach 50 Jahren DGPhK. Konstanz: UVK, S. 43-70.
- Wilke, J. (Hrsg.) (1996): Ethik der Massenmedien. Wien: Braumüller.
- Wilke, J. (Hrsg.) (2005): Die Aktualität der Anfänge. 20 Jahre Publizistikwissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Köln: von Halem.
- Winter, M. (2004): Fachbereiche und Fakultäten. Bestehende Organisationsstrukturen und aktuelle Reformprojekte an Universitäten. In: die hochschule 1/2004, S.100-142, http://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/04_1/Winter_Fachbereiche.pdf [29.01.2016].
- Wirth, W. (2000): Wachstum bei zunehmender Unübersichtlichkeit. Institutionelle Strukturen und Ausbildungssituation in der Kommunikations- und Medienwissenschaft. In: Medien Journal 2, 36-46.
- Wissenschaftsrat (2007): Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaft in Deutschland, <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/7901-07.pdf> [29.01.2016].